

Offener Brief an A. Iten

Autor(en): **Graf, Karl**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **55 (1968)**

Heft 18

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-533634>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

so gut wie in den bekannten Kunstgeschichten des Westermann-, des Herder- und des Kunstkreisverlages. Sinnarm ist der Vorwurf betreffend die Auswahl. Ausgewählt wurden Bilder von Witz, Holbein, Brueghel d. Ae., Caravaggio, Velazquez, Rembrandt, Vermeer, Guardi, Menzel, Cézanne, Renoir, Van Gogh, Kirchner, Picasso und Staël. Hüppi wählte Bilder, die einerseits die Höhepunkte der einzelnen Epochen und Länder repräsentieren (stilgeschichtlicher Standpunkt) und andererseits die verschiedenen Bildgattungen (gattungsgeschichtlicher Standpunkt) einfangen sollen. Zugleich wurde im Prospekt auf die kommenden Erklärungen im Kommentarband hingewiesen, der auf über 40 Seiten diese kleine Kunstgeschichte in Bildern interpretieren wird. Beim *Poesieband* wirkt die Kritik vorerst verhalten, wenn auch die negative Tendenz deutlich bleibt. «Da jede Gedichtauswahl eine sehr subjektive Sache ist, möchten wir unsere Kritik auf wenig beschränken.» Dann folgt aber ein neuer Tiefschlag: «Weinheber, Hagelstange, Bergengruen, Carossa haben je gleichviel oder mehr Gedichte als Günter Eich, Peter Huchel, Krolow, was mir die Auswahl genügend zu umschreiben scheint.» Hier springt nun Herr Huldis Wettermännchen vollends aus dem Häuschen. Dabei ist aus andern Anthologien klar, daß die erstgenannte Gruppe für die Sekundar- und untere Mittelstufe geeignetere Gedichte anbietet als die nachher genannte, mit Ausnahme Hagelstanges auf der einen und Günter Eichs auf der andern Seite. Wenn nun aber Hüppis *Poesieband* Nietzsches «Vereinsamt», Benns «Astern», Heyms «Krieg» und Gryphius' «Menschliches Elend» aufnimmt, erklärt derselbe Kritiker diese Wahl wieder als zu hoch und fügt hinzu: «Im allgemeinen scheint mir das Buch die untere Mittelschule und vor allem die Sekundarschule zu überfordern.» Mit diesem Hinweis könnte man sich im Ernst beschäftigen, wenn nicht zuvor ausgerechnet Huchel und Krolow empfohlen worden wären. Wenn man aber die beiden Bücher «Kristalle. Moderne Gedichte in der Schule» (München 1967) und Pielows «Das Gedicht im Unterricht» (München 1966) gelesen hat, was bei Dr. Hüppi der Fall war, und darin vernimmt, wie weit sogar die Primarschule mit modernen Gedichten gehen soll, und wenn man weiß, daß ein Kommentarband folgt (wie im Prospekt angekündigt), der besonders auch den Zugang zu den modernen Gedichten öffnen wird und in diesem Teil von

einem Hitzkircher Seminarlehrer geschrieben ist, der in Weiterbildungskursen mit Primarlehrern moderne Gedichte erarbeitet hat, kann auch dieser Punkt der Kritik nicht bestehen. Übrigens sind ausgerechnet alle vier gerügten Gedichte in den Poesieband des «Neuen Schweizer Lesebuches» ebenfalls aufgenommen worden. Die Rezension schließt mit dem aufrichtigen Zugeständnis der emotionalen Ablehnung: «Im ganzen ein Lesebuch, das meinem Geschmack nicht so sehr entspricht», gibt dann aber noch in einem Nebensatz einschränkend zu, ohne aber damit in der Leserschaft das zerschlagene Porzellan wieder flicken zu können: (ein Lesebuch) «mit dem sich aber durchaus arbeiten läßt». Nur positiv ist der abschließende Ausblick auf den kommenden Sachbuchband: «Gespannt bin ich auf das im nächsten Jahr erscheinende Sachbuch, das eine Neuerung auf dem Gebiete des Lesebuches darstellen wird.» Diese Anerkennung ehrt den Rezensenten Dr. Huldli. Auch seine berechtigten kritischen Hinweise hätten bei einer andern Grundhaltung ihre wichtige Funktion erfüllt, wie der Hinweis bei der Erzählung «Der Läufer», daß es sich um ein stark gekürztes episches Gebilde handelt, weil die Angabe der Kürzung wirklich vergessen wurde, was in einer zweiten Auflage korrigiert werden kann. Die Grundhaltung in der Kritik Huldli ist der Stein des Anstoßes. Sie ist auch um der Kenntnisse und Fähigkeiten Dr. Huldli willen zu bedauern und ist zurückzuweisen.

Offener Brief an A. Iten

Sehr geehrter Herr Iten,

In Ihrem Artikel «Jeremias Gotthelfs Kritik an der programmierten Unterweisung» (Schweizer Schule, 55. Jg. Nr. 14/15, S. 555) kritisieren Sie «eine überflüssige Untersuchung und ein Buch, das zu lesen es sich nicht lohnt». Dabei schütten Sie aber das Kind mit dem Bade aus. Wenn Sie feststellen, daß die Ideen und der Programmierungsstil Hubers unzulänglich, falsch und abzulehnen sind, (worin ich Sie unterstützen möchte) so dürfen Sie doch deswegen nicht den PU (den Programmierten Unterricht) als solchen verdammen. Verwerfen Sie denn gleich die Schule, wenn

eine Ihrer Schülerinnen eine ungenügende Leistung aufweist?

Wie kommt es zu dieser Ihrer Fehleinschätzung? Ein Schlüssel dazu liegt in Ihrem behauptenden ersten Satz: «Des Pfarrers Unterweisung war durchaus programmiert.» Für Sie ist also alles, was wie ein Programm aussieht, ein Programm, was vor der Klasse steht, ein Lehrer, was eine Soutane trägt, ein Priester. Jetzt rufen Sie selbst ‚Halt!‘; es könnte ja zufälligerweise der Inspektor sein oder es verkleidet sich einer mit dem Priesterrock.

Ihr Fehler liegt in der Gleichsetzung: Unterweisung des Pfarrers = Programm Hubers = PU, behaupten Sie doch, «daß sich die damalige Unterweisung *im Wesen* mit der modernen programmierten trifft.» Als Wesen des PU stellen Sie das Nicht-Denken-Müssen heraus: «Das Nachdenken, Überlegen, Suchen . . . ist gar nicht gefragt.» Das mag beim Pfarrer Gotthelfs und im Programm von Huber vielleicht stimmen, nicht aber im richtig verstandenen PU. Ihr Artikel wäre denn auch überflüssig gewesen, hätten Sie nur die «Schweizer Schule» aufmerksam gelesen. Es ist leicht, Ihre Behauptung mit dem Wenigen zu widerlegen, das in jüngerer Zeit dort veröffentlicht wurde.

1.) 55. Jg. Nr. 1, S. 14: Im Artikel über die Mikrostruktur, einem wesentlichen Bestandteil des PU, steht unter anderem: «Des weiteren unterscheidet sich ein gutes Programm von einem weniger guten oder gar schlechten dadurch, daß es dem Schüler die Denkarbeit nicht durch Vorkauen und häufiges Abfragen abnimmt, sondern den Schüler anleitet und anspornt, die Denkarbeit selbständig zu vollziehen. Es gängelt den Schüler nicht . . .» Und: «Programme, die sich darauf beschränken, den Stoff eines Wissensgebietes einfach in kleinsten Bröcklein anzubieten und wieder abzufragen, sind ein Rückschritt und pädagogisch unverantwortlich!»

2.) 54. Jg. Nr. 18, S. 630: An einem Beispiel wird gezeigt, daß (und wie) in guten Programmen vom Schüler das Denken verlangt wird.

3.) Zusätzlich könnte noch auf die Rezension eines Buches hingewiesen werden, das von Schiefele herausgegeben wurde und Beiträge eben dieses Huber enthält (der in der Rezension allerdings nicht erwähnt ist): «Diese PU-Gruppe macht die ersten Schritte . . .» und: «Die gedruckten Programme und Programmauszüge . . . sind denn auch Beispiele, wie man es nicht ma-

chen sollte . . .» (54. Jg. Nr. 12, S. 440) (Das von Ihnen erwähnte Buch ist in der gleichen Reihe erschienen.)

Erwähnen möchte ich auch den Artikel von O. Zehnder (55. Jg. Nr. 3, S. 98) über einen weiteren Wesenszug des PU, den Regelkreis.

Das Einsetzen von «aktive Mitarbeit» bei «a . . . M . . .» sollte heute eine überwundene Stufe im PU sein (und wird übrigens auch von seinem Begründer, Prof. Skinner, abgelehnt). Sicher haben Sie inzwischen auch gelesen, was A. Flammer über das «Sichtbarwerden eines europäischen Stils» schreibt (55. Jg. Nr. 11, S. 433).

Ferner behaupten Sie: «. . . Beobachten, Anschauen, Anfertigen von Modellen und Schaubildern usw. ist gar nicht gefragt.» Der PU hat seine Grenzen. Ihr Pauschalurteil schießt aber übers Ziel hinaus. Sogar im vielgeschmähten Programm von Huber muß man Skizzen anschauen. Als Forderung gilt, was im Einleitungsabschnitt über die Grobstruktur eines Programmes steht (54. Jg. Nr. 24, S. 886): «Jedes Programm muß rhythmisch gestaltet sein, ähnlich einer Schulstunde. Dazu gehören Bild und (wo möglich) Ton, der Wechsel von Darbietung, Erarbeitung, Repetition, gebundener und freier Wiedergabe des Gelenten usw.» Das Anfertigen von Modellen und Schaubildern gehört nicht *ins* Programm (weil es ja wegen der zeitlichen Inanspruchnahme den Schüler von der Denkspur abbringt), sondern an den Schluß, wo der Schüler zeigen kann, daß er etwas gelernt hat. Wahrscheinlich liegt Ihrem ablehnenden Urteil die irrige Auffassung zugrunde, daß nach Einführung des PU nur noch nach Programmen gelernt würde. Das dürfte aber je nach Fach wohl höchstens zu 10 bis 30 Prozent der Fall sein.

Wie Sie aus all den angeführten Gründen und Zitaten ersehen, bin ich mit Ihnen in der Ablehnung des von Ihnen besprochenen Programmes einverstanden. Was ich Ihnen aber ankreide, ist, daß Sie auf Grund dieses einen schlechten Programmes gleich den PU als solchen verdammen und mit Ihrem negativen Artikel im Leser die Haltung «Hände weg vom PU!» hervorrufen oder bestätigen.

Ein Vergleich: Wie nicht das Fernsehen als solches schädlich ist, sondern nur der falsche Gebrauch oder schlechte Sendungen schaden, genau so ist PU gut, wenn man gute Programme richtig braucht. Notwendig ist also, daß die Lehrer mit den positiven Möglichkeiten des PU be-

kanntgemacht werden und daß sich möglichst viele intensiv mit ihm beschäftigen. Je mehr Lehrer gute Programme schaffen oder doch wenigstens gute Programme von schlechten unterscheiden können, um so eher werden auch die Verlage nicht unbekümmert alles drucken. Eine positive Einstellung dürfte für die Schule fruchtbarer sein als eine allgemeine Verketzerung.

In diesem Sinne setzen wir die (erwiesenermaßen notwendige) Artikelreihe über PU fort und hoffen, sie werde auch beachtet.

Mit freundlichen Grüßen
Karl Graf

Umschau

Rasches Anwachsen des Bildungsaufwandes der Schweiz

Wie den «Wirtschaftsnotizen» der Schweizerischen Bankgesellschaft zu entnehmen ist, haben sich von 1960 bis 1966 die gesamten Bildungs- und Forschungsaufwendungen von Bund, Kantonen und Gemeinden in Form der laufenden Betriebsausgaben (einschließlich 30 Prozent der Betriebsausgaben der Universitätsspitäler) sowie der Bau- und Einrichtungsinvestitionen mehr als verdoppelt. Sie sind von 1,2 Milliarden Franken auf 2,6 Milliarden Franken gestiegen, was annähernd fünf Prozent des schweizerischen Volkseinkommens entspricht.

Den größten Teil des Bildungs- und Forschungsaufwandes hatten im Jahre 1966 mit 1,3 Milliarden Franken oder 51 Prozent die Kantone zu tragen. Rund eine Milliarde Franken oder 39 Prozent entfielen auf die Gemeinden und etwa 260 Millionen oder zehn Prozent auf den Bund.

Von den gesamten Bildungsausgaben der öffentlichen Hand gingen 49 Prozent an die Volksschulen, 14 Prozent an die Berufsschulen, 13 Prozent an die Hochschulen und 12 Prozent an die Mittelschulen. Die verbleibenden 12 Prozent entfielen insbesondere auf Beiträge an Forschungsinstitute, Sportanlagen und kulturelle Institutionen außerhalb des Schulsystems.

1200 Franken für einen Primarschüler

Allein die laufenden Betriebsausgaben, das heißt, ohne Bau- und Einrichtungsinvestitionen, betragen für einen Primarschüler 1966 im Durchschnitt schätzungsweise 1200 Franken. Für einen Sekundarschüler bezifferten sich die entsprechenden Kosten auf 1600 Franken, für einen Mittelschüler auf 3500 Franken, für einen Studenten an einem Tagestechnikum auf 4000 Franken und für einen Hochschulstudenten auf 9400 Franken.

NS.: In Ihrem Artikel tönen Sie auch das Problem Wissensvermittlung/Bildung an. Das ist ein Thema für eine Dissertation. Im Rahmen dieser kurzen Entgegnung kann ich nicht so darauf eingetreten, daß keine neuen Mißverständnisse entstehen würden. Vielleicht setzen wir uns einmal zusammen, um dieses Problem von beiden Seiten zu erwägen.

Auf weitere Punkte, die den PU betreffen, werde ich im Rahmen der Artikelreihe noch zu sprechen kommen.

In diesen Zahlen sind die privaten Beiträge in Form von Schul- beziehungsweise Kollegengeldern, die allerdings nur einen Bruchteil der laufenden Betriebsausgaben decken, nicht enthalten.

28 000 Franken für einen Medizinstudenten

Die mittleren Betriebsausgaben pro Hochschulstudent sind an den Naturwissenschaftlichen Fakultäten wesentlich höher als an den Geisteswissenschaftlichen Fakultäten. Weitaus am teuersten sind die Medizinstudenten, für die im gesamtschweizerischen Jahresdurchschnitt 28 000 Franken aufgewendet werden mußten. Demgegenüber betragen die Kosten für einen Studenten der Rechts- und Staatswissenschaft lediglich 3000 Franken. Die Ausbildung eines Facharbeiters oder eines kaufmännischen Angestellten von der ersten Primarklasse bis zum Erwerb des beruflichen Fähigkeitsausweises kostete im Jahre 1966 die öffentliche Hand im Durchschnitt etwa 14 000 Franken, die Ausbildung eines Akademikers bei Einhaltung der Minimalstudienzeit rund 69 000 Franken.

71 Prozent mehr Mittelschüler

Während sich die gesamten Bildungsaufwendungen von 1960 bis 1966 mehr als verdoppelten, hat die Gesamtzahl der in Ausbildung begriffenen Jugendlichen lediglich um rund neun Prozent zugenommen. Die starke Ausgabenprogression ist vor allem darauf zurückzuführen, daß in zunehmendem Maße Mittelschulen, Techniken und Hochschulen besucht werden, deren Betriebskosten 4- bis 16mal höher sind als die entsprechenden Aufwendungen der berufsbegleitenden Schulen. Hinzu kommt, daß die Ausbildungszeit von Hochschul- und Technikumsabsolventen um drei bis fünf Jahre länger ist als jene der kaufmännischen Angestellten und Arbeiter.